



Roma-Schüler am Ambedkar-Gymnasium. Viele verschwinden, bevor sie ihren Abschluss machen. Drei Viertel aber halten durch und schaffen das Abitur

Foto (Ausschnitt): László Műdra

Eine Schule für Europas Unberührbare

Im Nordosten Ungarns versuchen zwei Männer, junge Roma mit Bildung aus ihren Ghettos zu holen **VON SUGÁRKA SIELAFF**

Die Hoffnung liegt direkt hinter einer Schnellstraße, am Rand der Stadt Miskolc. Autos brausen an einem großen Haus vorbei, dessen hellblaue Farbe schon ein wenig abblättert und dessen eisernes Tor scheppernd ins Schloss fällt.

Das Ambedkar-Gymnasium ist bekannt. Nicht nur in Miskolc, im armen Nordosten Ungarns, sondern im ganzen Land. Denn es ist ein Gymnasium für Roma-Kinder. Eine Schule, an der sie seit 2015 Abitur machen können, die ihnen die Tür zur Universität öffnet. Und das in einem Land, in dem es nur einer von hundert Roma auf die Hochschule schafft und in dem der Antiziganismus, die Verachtung für diese Minderheit, so groß ist, dass sich niemand mehr darüber wundert.

Im Büro der Schulleitung stehen zwei Männer, die das ändern wollen. Freunde mit einer Mission: Mehr junge Roma sollen das Abitur schaffen. Trotz Armut, trotz Hass, trotz einer Politik, die seit Jahren versucht, mit der Ausgrenzung der Roma Wähler zu gewinnen. Schulleiter Tibor Derdák, 57, und Schulbetreiber János Orsos, 43, glauben an ihre Mission.

Vielleicht, weil sie auch nicht unwahrscheinlicher ist als ihre Freundschaft. Die beiden sind ein ungleiches Gespann. János Orsos, ein großer Mann mit festem Blick. Ein Rom und Waldorfllehrer. Aufgewachsen mit sechs Geschwistern auf 27 Quadratmetern und mit einer Mutter, die ihr Leben lang glaubte, sie könne nur mit einem Pass im Gepäck aus ihrem Dorf in die Hauptstadt reisen. Und Tibor Derdák, graue Locken, studierter Soziologe, der seine Kindheit als Sohn eines hohen sozialistischen Funktionärs auf dem Rosenhügel in Budapest verbrachte, dem Synonym für das reiche Ungarn. Eine Welt, für die er sich als junger Mann schämte und die er bald verließ, um Dorflehrer zu werden.

Eines Tages fiel ihm in einer seiner Schulen auf, dass Roma-Familien, die in ihren schönsten Kleidern zur Grundschul-Abschlussfeier ihrer Kinder kamen, bei den Abiturfeiern verschwunden waren. »Wo sind sie hin, habe ich mich gefragt. Was ist da los?« – »Roma machen eben kein Abitur«, antwortet János Orsos sarkastisch.

Es war der Beginn von Derdák's Kampf für eine bessere Bildung der Roma-Minderheit. Er führte ihn auch an ein Abendgymnasium für Roma – und zu János Orsos, der dort sein Abitur nachholte. Zuvor war er Soldat, noch früher, mit gerade 15 Jahren, hatte er in einer Fabrik gearbeitet. Derdák und Orsos wurden Freunde und Verbündete. Seither haben sie viele Schulen gegründet und viele wieder aufgeben müssen. Das Ziel blieb immer gleich.

In den letzten zehn Jahren haben etwa hundert Schüler das Abitur an einer ihrer Schulen geschafft. Ein kleines Wunder in einem Land, in dem im Schnitt nur einer von zwanzig Roma die

Reifeprüfung besteht. Was wiederum eine Tragödie ist. Denn ohne Abitur gibt es keine Chance, rauszukommen in die Welt, in Kreise, in denen Leistung mehr zählt als Hautfarbe. »Wir haben hier im Grunde ein Kastensystem«, sagt Tibor Derdák, »die Roma sind ganz unten.« János Orsos nickt. »Außerhalb der Schule bin ich nur der dreckige, stinkende Zigeuner, neben dem im Bus keiner sitzen will.«

Plötzlich klopf es. Ein junger Lehrer steckt seinen Kopf herein. »Wir brauchen kurz einen von euch«, sagt er, »wir mussten den Notarzt holen, einer Schülerin ist schlecht geworden.« – »Ist ihr wirklich schlecht?«, fragt János Orsos. »Wenn sie nur irgendwelche Drogen geraucht hat, trinke ich mit ihr einen Kaffee, dann passt das wieder.« Der junge Lehrer weiß es nicht. János Orsos geht los.

Auch Tibor Derdák muss gehen, den Unterricht in einer zehnten Klasse übernehmen. Die Lehrerin verspätet sich.

Derdák eilt durch den Pausenraum, vorbei an der Tischtennisplatte, vorbei an Porträts von Malcolm X, Rosa Parks, Nelson Mandela und von einem indischen Herrn mittleren Alters mit dunkler Hornbrille. Es ist der Namensgeber des Gymnasiums. Bhimrao Ramji Ambedkar, Rechtsanwalt, Sozialreformer und Gründer der buddhistischen Bewegung, zu der auch die Schule gehört. Er kämpfte in Indien gegen die Diskriminierung der Unberührbaren. Gesellschaftlicher Aufstieg sei nur durch Bildung möglich, predigte er.

Tibor Derdák bleibt vor dem Porträt stehen. »Als wir das erste Mal seinen Leitspruch hörten – *educate, agitate and organize* –, da dachten wir: Das sind ja wir!«

Die Geschichte der Schule ist auch die der Hoffnung auf den Aufstieg durch Bildung. Des Glaubens daran, dass jedes Kind es schaffen kann, wenn es nur die richtigen Bedingungen hat. Das Ambedkar-Gymnasium zeigt die Kraft, die diese Geschichte immer noch hat. Selbst unter widrigsten Umständen.

In der zehnten Klasse sind Letitia, Vivienne, Eugenia und Dóri mit ihren Handys beschäftigt. Joco, der einzige Junge, mit Sicherheitsabstand ganz hinten. »Zwei Minuten, und alle Handys, die ich dann noch sehe, sind weg!«, ruft Tibor Derdák und holt einen selbst gebastelten Globus aus der Ecke. »Wie heißt der indische Bundesstaat, über den wir letztes Mal gesprochen haben?« »Mahara, Mahala ...?«, ruft Dóri auf gut Glück alles, was ihr einfällt, in den Raum. In ihrem Mund fehlen ein paar Zähne, und wenn sie einmal schweigt, sieht ihr kleines Gesicht plötzlich sehr erschöpft aus.

Sie ist noch nicht lange auf dem Ambedkar-Gymnasium. Aber es gefällt ihr gut. Besser als

ihre alte Schule. »Die war wie ein Gefängnis.« Sie runzelt die Stirn, als wolle sie eine unangenehme Erinnerung verscheuchen. »Hier erklären die Lehrer mir immer alles und geben mir extra Einzelstunden, wenn ich will.« Das sei in der alten Schule anders gewesen. »Wenn ich dort etwas gefragt habe, sagten sie, ich soll das doch zu Hause selbst lernen.«

Mit dieser Erfahrung ist sie nicht allein. Er höre immer wieder von Roma-Kindern, die in der Schule aufgefordert wurden, keine Fragen zu stellen, sagt János Orsos, und seine Wut ist ihm anzusehen. »Sei still, dann wirst du versetzt. Aber so lernt man nichts.« Vor allem Roma-Kinder, die aus den sogenannten segregierten Schulen kommen, sind häufig Analphabeten. Oft handelt es sich dabei um Dorfschulen, in denen sich die Roma sammeln, weil die anderen Ungarn ihre Kinder lieber in die nächste Kleinstadt fahren oder ganz wegziehen. Zurück bleiben Ghettos.

Bis vor Kurzem gab es auch eines direkt gegenüber der Ambedkar-Schule. Doch die Stadt vertrieb die Einwohner. Jetzt ist dort ein Parkplatz. Einige der ehemaligen Bergarbeiter, heute ein Ghetto, in dem etwa 3500 Menschen ohne Kanalisation leben.

So wie in vielen Orten im Nordosten Ungarns. Die Region war einst Bergbaugelände, aber Bergbau und Industrie gingen nach der Wende bankrott. 1,5 Millionen Ungarn wurden damals arbeitslos. Am härtesten traf es die Roma. Achtzig Prozent hatten vor der Wende Arbeit, zehn Jahre danach waren es nur noch dreißig Prozent. Geblieben sind in Lyukóvölgy nur idyllisch klingende Namen von Bushaltestellen wie »Ziegel-dachhaus«. Aber die Bewohner hier sind keine gut verdienenden Kumpel mehr, sondern Menschen, die mit Müll und alten Schuhen heizen. Armut, Hunger und Geldverleiher, die mit Wucherzinsen Familien in endlose Schulden treiben. Ein Ausgestoßener, wer zügigt, hier zu wohnen. Die meisten Jugendlichen versuchen wegzukommen. Irgendwie.

Schöne Mädchen verschwinden ins Ausland. Den anderen bleibt oft nur die Flucht in den Rausch. »Chemische Drogen sind hier billiger als Bier«, sagt János Orsos. Auch einige seiner Schüler nehmen sie. »Die Schlimmsten, die das Zeug unter den anderen verbreiten, die schmeißen wir raus«, sagt Tibor Derdák.

Doch nicht nur das erschwert ihre Arbeit. Auch die Politik der rechtskonservativen Regierung unter Ministerpräsident Viktor Orbán ist nicht darauf ausgerichtet, aus Roma-Kindern Akademiker zu machen.

Tibor Derdák kritisiert Maßnahmen wie die sogenannte Gemeindearbeit. Etwa 200 Euro be-

kommen Arbeitslose monatlich vom Staat, wenn sie Müll auf sammeln oder Hecken stutzen. Für einen armen Jugendlichen ein verlockendes Angebot. Tibor Derdák wirbt seit Langem bei Politikern dafür, benachteiligte Jugendliche lieber für das Lernen zu bezahlen – ohne Erfolg. Sein Fazit ist bitter: »Der Staat bezahlt die Roma, damit sie nicht auf das Gymnasium gehen, und den Wählern gefällt das.«

Drogen, Armut und Politik wirken zusammen. Die Schule hat in den letzten Jahren drei Viertel ihrer Schüler verloren.

Doch das Elend in den Ghettos interessiert das restliche Ungarn kaum. »Wir beobachten, dass die Ghettos in den letzten Jahren größer werden und auch hermetischer«, sagt János Orsos. »Es gibt keinen Austausch mit der übrigen Bevölkerung.«

Tibor Derdák und János Orsos machen viel, um das für ihre Schüler zu ändern. Regelmäßig fahren sie mit ihnen nach Budapest an die Universität. Dort werden sie von Studierenden in Mathematik und Englisch unterrichtet. Außerdem ist die Schule kostenlos. Frühstück und Mittagessen, auch die Unterkunft im Schulwohnheim Martin Luther King. Das Gymnasium bekommt Unterstützung vom ungarischen Staat, aber seitdem der buddhistische Verein, der die Schule betreibt, durch eine Gesetzesänderung den Kirchenstatus verloren hat, ist es deutlich weniger geworden. Manchmal spenden Privatpersonen und Stiftungen. Und wenn es ganz knapp wird, streicht Tibor Derdák sich und János Orsos das Gehalt. Dreimal im letzten Jahr.

Trotzdem schafft etwa ein Viertel der sechzig Schüler aus den vier Klassen des Gymnasiums das Abitur. Wobei die Zahl der Schüler stark schwankt. »Viele muss man wieder loslassen«, sagt Tibor Derdák. Er überlegt. »Eigentlich die meisten.« Er hat sich damit abgefunden.

Das Angebot der beiden Freunde ist klar. Wenn sich ein Kind zum Lernen entscheidet, sind sie da. Aber sie predigen nicht. »Reden bringt nichts«, sagt Tibor Derdák. »Kann ich den Kindern einen konkreten, realistischen Weg zum Abitur anbieten? Das allein zählt.« Für Schüler, die wirklich lernen wollen, organisieren sie sogar Stipendien von Stiftungen und Privatleuten. Damit gelingt es oft, auch die Familien der Jugendlichen zu überzeugen, die mit dem jahrelangen Lernen für einen abstrakten Abschluss nichts anfangen können.

Auch am Abend wird im Schulwohnheim Martin Luther King noch gelernt. Die Schüler sitzen im erleuchteten Wohnzimmer an Computern oder über ihre Hefte gebeugt. Tibor Derdák hat Aufsicht. Er beantwortet Fragen, ermuntert, hört zu und sagt: »Es fehlt in Ungarn nicht am Geld oder an Rezepten, nur am Willen. Und daran wird sich nichts ändern.« Dann geht er zu einem Mädchen. Gemeinsam beugen sie sich über ein Buch.

Was tun, wenn es jeden Tag weitergeht?

Der Psychiater Gerd Schulte-Körne über Mobbing an Schulen

DIE ZEIT: Fassungslos schauen viele Menschen gerade nach Berlin. Der Tod eines elfjährigen Mädchens wird mit massivem Mobbing an einer Grundschule in Zusammenhang gebracht. Die Schülerin soll an den Folgen eines Suizidversuchs gestorben sein. Was geht Ihnen da durch den Kopf?

Gerd Schulte-Körne: Dass es unverantwortlich ist, einen direkten Zusammenhang zwischen Mobbing und dem vermeintlichen Suizid herzustellen. Massives Mobbing kann dazu führen, dass schon Kinder keinen Sinn mehr im Leben sehen. Aber das kommt zum Glück extrem selten vor.

ZEIT: Sie leiten die Münchner Uni-Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und behandeln dort auch Patienten, die nach Mobbing-erfahrungen psychiatrische Hilfe brauchen.

Schulte-Körne: Rund 40 bis 50 Prozent unserer Patienten haben Mobbing erfahren. Sie kommen bei uns mit sehr geringem Selbstwertgefühl an, mit Zukunftsängsten, sozialen Ängsten, sie können nicht mehr schlafen und sind in ihrer Alltagsfähigkeit stark eingeschränkt. Bei den meisten hat es viel zu lange gedauert, bis sie adäquate Hilfe bekommen haben. Oft mehr als einhalb Jahre. In so einer Zeit können Ängste und Depressionen entstehen.

ZEIT: Warum bekommen die Kinder keine Hilfe? **Schulte-Körne:** In den Schulen fehlt es an Ansprechpartnern und an professionellen Strukturen. Es dauert lange, bis ein Kind zum Lehrer geht und sagt: Ich werde gemobbt. Und zu Hause schämen sie sich, ziehen sich zurück, die Eltern wundern sich vielleicht, warum der Schulranzen so verbeult ist und die Klamotten des Kindes kaputt sind. Auch Cybermobbing registrieren die Eltern oft viel zu spät. Die können sich oft gar nicht vorstellen, welche Möglichkeiten des Mobbinges es im Internet gibt. Wir müssen da viel mehr Aufklärung leisten.

ZEIT: Aber es gibt doch viel mehr Aufmerksamkeit. In den vergangenen Jahren entstanden zahlreiche Präventionsprogramme.

Schulte-Körne: Prävention allein löst das Problem nicht. Sicher gibt es sehr gute Programme. Aber es kommt darauf an, wie gut die Lehrer dafür ausgebildet wurden und ob es an der Schule ein generelles Anti-Mobbing-Klima gibt, sodass jeder hinsieht

ANZEIGE



WELCHER BERUF PASST ZU DIR?

Mit dem Berufstest von ZEIT Campus erfahren Studenten, Absolventen und Young Professionals mehr über die eigenen Stärken und finden den passenden Job.

Zum Berufstest: www.zeit.de/berufstest

www.zeit.de/berufstest

ZEIT Campus

und Vorfälle sofort meldet. Lehrer fühlen sich oft alleingelassen, sie brauchen Unterstützung durch Sozialarbeiter und Schulpsychologen. Gemessen an den Mobbingzahlen, beschäftigen wir jämmerlich wenige solcher Fachkräfte an unseren Schulen.

ZEIT: Gibt es an jeder Schule Mobbing? **Schulte-Körne:** Natürlich ist es wichtig, das Opfer zu schützen und eine Lösung zu finden, die seine Situation verbessert. Wenn ich den Täter aber an eine andere Schule verweise, habe ich im Sinne der Konfliktbewältigung nichts erreicht. Viel wichtiger wäre es, mit der ganzen Klasse zu arbeiten, den Schülern zu zeigen, in welche Rollen sie geraten sind, und der Gruppe insgesamt eine Entwicklungschance zu geben.

ZEIT: Oft entscheiden Eltern, ihr gemobbtes Kind von der Schule zu nehmen. Ist das ein Ausweg? **Schulte-Körne:** Natürlich ist es wichtig, das Opfer zu schützen und eine Lösung zu finden, die seine Situation verbessert. Wenn ich den Täter aber an eine andere Schule verweise, habe ich im Sinne der Konfliktbewältigung nichts erreicht. Viel wichtiger wäre es, mit der ganzen Klasse zu arbeiten, den Schülern zu zeigen, in welche Rollen sie geraten sind, und der Gruppe insgesamt eine Entwicklungschance zu geben.

ZEIT: Oft entscheiden Eltern, ihr gemobbtes Kind von der Schule zu nehmen. Ist das ein Ausweg? **Schulte-Körne:** Die Eltern ziehen die Reißleine, wollen das Kind aus der Schusslinie nehmen. Aber für das Opfer ist eine solche Entscheidung eigentlich desaströs, weil das Kind nur bestätigt bekommt, dass es selbst nicht in der Lage ist, mit der Situation klarzukommen. Die Kinder geben sich sowieso die Schuld und denken: Stimmt, ich bin hässlich und schwach. Wenn die Schule allerdings gar nichts unternimmt, dürfen Eltern keinesfalls zu lange damit warten, im Sinne des Kindes zu entscheiden. Denn das Mobbing hört nicht einfach auf.

Das Gespräch führte **Jeannette Otto**

Siehe auch **Entdecken, Seite 53**